

MANNSCHAFT

JANUAR/FEBRUAR 2015

MAGAZIN

SCHWUL IST COOL
www.mannschaft.com



ELOY DE JONG

gibts ein «Caught In The Act»-Comeback?

BDP STIMMT FÜR CVP

trotz Bekenntnis zu LGBT

MÄNNER-TABUS

von Strecken bis Stricken

DETOX-JANUAR

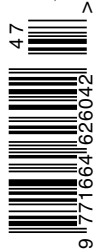
wir haben für dich gelitten

MARCO

FRITSCHKE

ist Special Guest am Benefiz-Event von Du-Bist-Du

CHF 8,00



9 771664 1626042



«Ich kann die Ehe nur weiterempfehlen»

Bei Marco Fritsche läuft es rund. Der TV-Liebling und ehemalige VIVA-Moderator ist seit einem Jahr glücklich mit seinem Mann Martin Arnold verheiratet. Im Dorf Appenzell hat er ein altes Haus renoviert und sich damit seinen Wohnraum erfüllt. Und auch beruflich ist alles im Lot: Der «Rebell aus Appenzell» moderiert bereits die zehnte Staffel der Erfolgssendung «Bauer, ledig, sucht ...», führt als Moderator durch Podien und Grossanlässe und schreibt als «TV-Held» eine Web-Kolumne für bluewin.ch. Die Mannschaft traf ihn in Zürich zum Interview.

Marco, du bist Special-Guest am Benefiz-Event von Du-bist-Du am 15. Januar (siehe Seite 42). Wärscht du während deines Coming-out-Prozesses um ein solches Angebot auch froh gewesen oder lief bei dir alles sorgenfrei?

Am Anfang dachte ich, «um Himmels Willen», warum gerade ich? Ich wollte das nicht, wollte nicht schwul sein. Als mir aber klar wurde, dass es nun mal so ist, rückte ich damit raus. In meiner Familie gab es deswegen keine grossen Probleme. Ich hatte sicher den Vorteil, dass der Bruder meines Vaters, mein Götti, auch schwul ist und bei ihm dieses Thema schon auf den Tisch kam. Deshalb hatten sich alle schon etwas daran gewöhnt. Bei meiner Mutter kam im ersten Moment zwar schon der «Tränenblick». Ich musste ihr dann auch noch einmal genau den Unter-

schied zwischen Homosexualität und Pädophilie erklären. Ihr und auch anderen Leuten in Appenzell war das damals alles noch nicht so ganz klar. «Nein, Mami, ich stehe nicht auf kleine Jungs», etwa in der Art lief das ab (*lacht*). Aber ansonsten gab es keine Schwierigkeiten. Meine Mutter verstand sich immer sehr gut mit meinen Partnern. Das gilt auch für meinen Vater. Er war immer sehr gutmütig mit ihnen – fast eher als mit mir.

War die Beziehung zu deinem Vater etwas schwieriger als diejenige zur Mutter?

Wir hatten einfach ein bisschen den Anschluss zueinander verloren. Ich war ein «anstrengender Goof», das machte unser Verhältnis sicher nicht einfacher. Zudem war auch ein gewisses Konkurrenzdenken in Bezug auf meine Mutter vorhanden. Ich hatte immer ihre volle Aufmerksamkeit, wenn ich nach Hause kam. Das störte seine Routine und festen Tagesabläufe, was mit der Zeit wohl eine gewisse Distanz zwischen uns beiden schaffte. Mit meiner Homosexualität hatte das aber nichts zu tun. Ich denke, mein Schwulsein half sogar, dass er nicht allzu sehr verknöcherte in seinem Denken. Er war ein sehr lieber Mann und Vater, einfach ein bisschen «verknorzt».

Wem gegenüber hast du dich zuerst geoutet?

Zuerst sagte ich es SimonENZLER*, er war schon damals in der Schule ein guter Freund von mir. Danach meiner Mutter, dann meiner besten Freundin, Béatrice. Sie und ich waren vor meinem Coming-out ein Paar – und lustigerweise auch danach noch einmal für eine kurze Zeit. Bei meiner Hochzeit war sie Trauzeugin und jetzt wohnt sie im gleichen Haus einen Stock unter Martin und mir.

Bei Freunden und Familie verlief dein Coming-out also ziemlich reibungslos. Wie waren die Reaktionen ausserhalb deines engeren Bekanntenkreises?

Ich war eigentlich nie mit negativen Erlebnissen konfrontiert. Ausser einmal, im Mc Donalds, hörte ich eine Gruppe Jungs, wie sie über mich sprachen: «Schau mal, ist das nicht der Schwule von Viva?» Das

* SimonENZLER ist ein Appenzeller Kabarettist und Satiriker.

mm

Interview: Markus Stehle

Fotos: Patrick Mettraux

war nicht einmal unbedingt böse gemeint, aber es nervte mich trotzdem. Das Prädikat «schwul» hat nichts mit meinem Beruf zu tun und ich fand es seltsam, so definiert zu werden. Damals war ich etwa 23 Jahre alt und noch etwas machtlos in solchen Situationen. Jetzt konfrontiere ich die Person direkt, «meine» Bauern zum Beispiel. Es kann vorkommen, dass sie sich abfällig über Schwule äussern. Dann rede ich mit ihnen, das hilft. Im Allgemeinen aber hatte und habe ich einen ruhigen, bequemen Weg. Dass es auch anders sein kann, erfuhr ich, als ich etwa 20 war. Damals war ich mit einem Türken zusammen und bei ihm zuhause war die Situation aufgrund seiner Homosexualität leider sehr schwierig.

Welchen Rat würdest du jemandem geben, der vor dem Coming-out steht und vor diesem Schritt vielleicht Angst hat?

Sich zuerst einem guten Freund oder einer guten Freundin anzuvertrauen, das schafft Rückhalt. Und dann der Mutter. Mütter nehmen das meistens ziemlich gut auf und können einen stärken. Aber klar, das Ganze ist natürlich situationsabhängig.

Du hast die RS absolviert – warst du da auch bei allen geoutet?

Nicht offiziell, aber es war wohl ein offenes Geheimnis und hat niemanden gestört. Ich hatte etwas mit einem Mit-Rekruten am Laufen. Vor allem nach dem Ausgang haben wir einige Male rumgemacht – und das wohl nicht sehr diskret: Jahre später traf ich wieder einmal einen Heterokollegen aus der RS und fragte ihn, ob sie das eigentlich gewusst hätten. Er lachte und fragte, ob ich Witze mache! Jeder habe es gemerkt, das nächtliche Gefummel im Massenschlag sei nicht gerade unauffällig gewesen (*schmunzelt*).

Du lebst an einem Ort, der als konservativ gilt, fühlst dich aber akzeptiert. Geniesst du den Promibonus oder geht es allen Schwulen in Appenzell so?

Es ist manchmal schwierig, das einzuschätzen. In den ersten Jahre meines offenen Schwulseins war ich noch nicht am TV, trotzdem fühlte ich mich wohl. Insofern denke ich eigentlich nicht, dass es für mich als öffentliche Person einfacher ist. Andererseits hatte Appenzell Innerrhoden das Partnerschaftsgesetz mit einem sehr hohen Stimmenanteil abgelehnt. Das fühlte sich schon ein wenig an wie ein Messer in den Rücken und hatte mich erschreckt. Ich hoffe nachträglich, dass diese hohe Ablehnung nicht an meiner Person festgemacht wurde – sonst würde ich eine Depression kriegen und müsste von dort wegziehen (*lacht*).

Seit einem Jahr bist du mit deinem Mann Martin Arnold verheiratet. Was ziehst du für eine Bilanz?

Ich kann die Ehe nur weiterempfehlen! Es fühlt ich sehr gut an – aber es schon immer hätte so sein müssen. Er ist aber auch der berühmte «Sechser im Lotto».

“

Jeder hat es gemerkt, das nächtliche Gefummel im Massenschlag ist nicht gerade unauffällig gewesen.

Stört es dich, dass wir uns «nur» eintragen lassen dürfen und unsere «Ehe» derjenigen der Heteros nicht gleichgestellt ist? Es gibt ja auch Schwule, die gerne «besonders» sind.

Es nervt, immer sagen zu müssen, ich sei «eingetragen». Deshalb benutze ich konsequent das Wort «verheiratet». Zivilrechtlich sollte es für alle dasselbe sein und auch gleich heissen. Der kirchliche Teil, das ist wieder eine ganz andere Geschichte. Ich bin aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil ich mit ihr meine liebe Mühe habe. Dass die katholische Kirche gleichgeschlechtliche Ehen anerkennt, erleben wir genauso wenig, wie sie wahrscheinlich je weibliche Priester zulassen wird – das stört mich übrigens auch. Der standesamtliche Ablauf war bei unserer Trauung jedoch genau gleich wie bei einer heterosexuellen Hochzeit: Mit dem ganzen Brimborium und Tamtam, da merkte ich keinen Unterschied.

Beim Thema «Kinder» sind wir auch noch nicht gleichberechtigt.

Das Recht auf Adoption muss sicher noch kommen! Einfach wird dieser Weg aber wohl nicht. Am Stammtisch in Appenzell etwa lautet der Tenor «Heiraten von mir aus, aber Kinder für Homosexuelle? Nein!». Für die Rechte von Regenbogenfamilien müssen wir uns noch stark einsetzen. Ich denke allerdings, dass wir mit einem gewissen Feingefühl vorgehen müssen. Es passiert schnell, dass man die Leute ins gegenteilige Lager treibt, wenn man ununterbrochen auf die Pauke haut. Teilweise kann es kontraproduktiv sein und den Heteros ganz schön auf die Nerven gehen, wenn man sie ständig bedrängt. Mir persönlich geht manchmal auch ein bisschen die Energie aus, um immer allen alles zu erklären. Insgesamt hat in den letzten Jahren zum Glück schon ein grosser Wandel stattgefunden. Mein Götti musste seinerzeit noch aufpassen, dass er in Zürich nicht im Schwulenregister verzeichnet wurde. Das haben wir ja im Film «Der Kreis» gesehen. Falls jemand diesen Film noch nicht geschaut hat: Sofort nachholen!

Wir haben vom Heiraten und Kindern gesprochen – sind bei euch Kinder geplant?

Das überlasse ich meinem Mann. Und er will eigentlich keine Kinder. Wenn, dann müsste es in den nächsten fünf Jahren passieren. Nach 45 möchte ich keine Kinder mehr haben. Ich werde mit zunehmendem Alter immer strenger und konsequenter, das wäre nicht so gemütlich für die Kinder (*lacht*). Ausserdem ist Elternsein ein Fulltime-Job und sehr tough. Das sehe ich jeweils, wenn meine kleinen Götti-Kinder vorbeikommen.



Für ein paar Stunden ist es super, die Kinder um mich zu haben, aber es kann dann auch anstrengend werden. Insofern kann auch ich es mir nicht vorstellen, Kinder zu haben. Und da es bei uns nicht von selbst passieren kann, werde ich das Thema nicht forcieren (*schmunzelt*).

Du engagierst dich für gute Zwecke, zum Beispiel bei der Aidshilfe, «Cuisine sans frontières» oder bei Du-bist-Du. Du moderierst auch regelmässig karitative Anlässe und verzichtest dabei auf deine Gage. Woher kommt dieser Antrieb, dich ehrenamtlich einzusetzen?

Das Leben war alles in allem sehr grosszügig mit mir. Ich hatte viel Glück, war zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Deshalb will ich etwas zurückgeben. Ganz allgemein bin ich der Ansicht, dass man etwas darauf achten sollte, was man mit seinem Leben anstellt. Mit meinem Engagement versuche ich, Karma-Punkte zu sammeln – es ist also nicht nur Gutmenschen, sondern auch ein wenig Berechnung. Schlussendlich ist es aber auch ein Privileg, wenn man Gutes tun kann.

Du wolltest früher einmal Schauspieler werden und hast schon mit Skin zusammen auf der Bühne gesungen. Könntest du dir vorstellen, in Zukunft einmal in einem Musical mitzuwirken, so wie es andere Moderationskollegen schon getan haben?**

In der Schweiz nicht, nein. Ich will nicht, dass ich nur in den Cast aufgenommen werde, weil ich der Fritsche bin. Ich möchte nicht der Moderator sein, «der auch noch singt». Dann schon lieber in die Politik (*lacht*).

DU BIST DU
GREG WARTET AUF ANTWORTEN VON
PATRICK WEBER / DU BIST DU

Du hast ein schönes Haus, bist glücklich verheiratet, dein Job läuft. Kann es noch besser kommen? Träumst du noch von etwas Besonderem? Oder lautet die Devise von nun an: Status quo einfrieren?

Das Leben ist manchmal – böse gesagt – eine Schlampe und haut dir voll eine rein, wenn alles gerade gut läuft. Ich versuche, demütig zu sein und dankbar. Insofern würde ich gerne alles einfrieren, weiss aber auch, dass das nicht geht. Darum freue ich mich am «Jetzt». Ein Jahr lang in Wien zu leben, das wäre aber noch ein grosser Wunsch. Mein Mann hat dort Familie. Ich würde da auch auf einer Redaktion den Kaffee machen oder im Service arbeiten, dafür wäre ich mir nicht zu schade. Hier in der Schweiz wäre dies etwas schwieriger. Ich hätte dann das Gefühl, mich ständig erklären zu müssen. Beruflich gesehen hoffe ich, dass «Bauer, ledig, sucht ...» noch weiter gut läuft. Oder dass ich noch ein neues Format moderieren kann. Etwas, das die gleiche Power hat – als Winter-Standbein, sozusagen. «Bauer, ledig, sucht ...» hat meinen Bekanntheitsgrad gefestigt und sorgt für ein sicheres Einkommen, zum Teil hat dies aber auch seine Schattenseiten: Man verbindet mich automatisch mit diesem Format und es ist schon vorgekommen, dass ich deshalb für andere Moderationsjobs nicht in Frage kam.

Wie sieht ein normaler Tagesablauf bei dir aus?

Den normalen Tag gibt es eigentlich nicht, es sind eher drei verschiedene Arten von Tagesabläufen. Manchmal habe ich «Home-Office»-Tage – oder «Homo-Office»-Tage, wie meine Freunde es nennen. Dann stehe ich um halb neun, neun auf, mache mir einen Tee und lege mich eine Stunde in die Badewanne, bis ich mich auflöse. Dabei lese ich Tageszeitungen oder Zeitschriften, die Weltwoche zum Beispiel...

Die Weltwoche?

Ja, ich weiss (*lacht*)! Das brennt jetzt wahrscheinlich ein Loch ins Papier! Aber ich finde es wichtig, auch die Meinungen anders denkender Menschen zu kennen. Ausserdem ist es immer sehr amüsant, Mörgelis Kolumnen zu lesen. Dann merkt man sofort, was ihn gerade mal wieder nervt und beschäftigt. Er ist sozusagen mein rechtes Befindlichkeitsbarometer. Zudem schätze ich Henryk M. Broders Texte sehr.

Entschuldigung, ich habe dich vorhin unterbrochen, beim Tagesablauf.

Ah ja. Nach dem Bad schiebe ich die Büroarbeit regelmässig noch etwas auf, weil ich dazu

** Frontfrau der Band Skunk Anansie

“

**Christoph Mörgelis Kolumne ist mein
rechtes Befindlichkeitsbarometer.**



keine Lust habe. Dann staubsauge ich stattdessen eine Stunde lang das ganze Haus. Irgendwann kümmere ich mich dann um die E-Mails, die Rechnungen und die Telefonate mit der Agentur. Dabei planen wir teilweise bis zu vierzehn Monate im Voraus. Das finde ich jeweils etwas absurd, weil es für mich so weit weg ist. Und was an solchen Tagen auch dazu gehört, ist der Gang zur «Buchhändlerin meines Vertrauens», Carol. Sie ist eine Freundin von mir und dann trinken wir Kaffee und plaudern.

Wie sieht dein Tag aus, wenn du ausser Haus arbeitest?


An einem Arbeitstag stehe ich um sieben oder acht auf, dusche – für ein Bad ist dann keine Zeit – bereite meine Textkarten für die Moderationen vor und fahre dann an den Ort des Events. Um drei, vier Uhr nachmittags geht es dann meistens los, nach Mitternacht komme ich nach Hause.

Und Variante Nummer drei?

Das sind die Tage, an denen wir «Bauer, ledig, sucht ...» drehen. Dann

sind wir drei bis vier Tage am Stück unterwegs. Wir fahren kreuz und quer durch die Schweiz, ein Hin und Her, von der Inner-schweiz ins Wallis, ab in den Osten und wieder zurück. Je nachdem, wann die Bauern und ihre Herzdamen Zeit haben. Bei jedem Bauern drehen wir ein paar Stunden, dann packen wir zusammen und düsen zum nächsten. Übernachtet wird dann jeweils in Hotels.

Was steht bei dir als nächstes an?

Wir verreisen für drei Wochen nach Chile. Martin ist halb Chilene, seine Mutter ist von dort. Und dann gehts noch für ein paar Tage nach Brasilien. Meinen 39. Geburtstag am 8. Januar feiern wir in Rio. Sonne und Strand, ich bin bereit dafür! 

kolumne



Oliver Hilber ist Kommunikationberater in einem Transportkonzern. Er schreibt über die Medien, wie sie funktionieren und über unsere Rolle als Konsumenten.

oliver@mannschaft.com

Wie die Financial Times kürzlich bekannt gab, möchte Facebook den digitalen Unternehmenssektor aufräumen und übernehmen. Keine guten Nachrichten für Xing, LinkedIn, Yammer etc. Doch wie ist diese Entwicklung einzuordnen? Werfen wir als Erstes einen Blick zurück: Rund zehn Jahre ist es her, da änderte Facebook den Lauf der Geschichte. Richtig, interaktive Plattformen wie zum Beispiel Usenet oder Wikipedia gab es schon vorher. Aber der Einfluss von Facebook auf unseren Alltag ist mit keiner der anderen Plattformen vergleichbar. Das hört lange nicht dabei auf, dass jemand Bilder von Kätzchen aufs Profil stellt oder solche auf einem anderen anschaut. Ein anderer und gesellschaftlich mindestens so relevanter Aspekt ist der Einsatz dieser Kanäle auf Unternehmensebene, bei der Steuerung von Absatz und Image.

Der direkte Weg zu mehr Absatz ist gezielte Werbung. Mittels Facebook kann man seine potenziellen Käufer im gewünschten Augenblick mit der für die favorisierte Zielgruppe verführerischsten Botschaft erreichen: Urbane, leicht übergewichtige Single-Männer zwischen 30 und 35 an sieben aufeinander folgenden Samstagabendenden mit dem scheinbar perfekten Schönheitsprodukt ködern, damit sie auf dem schnelllebigen Singlemarkt Erfolg haben? Kein Ding. Auch kleinere Unternehmen steigen hier ein, denn das schmale Budget kann mit dem Facebookwerbeteool genauso präzise eingesetzt werden. Als drastischer Nebeneffekt gehen klassische Medien, vor allem Zeitungen, aufgrund markant zurückgehender Werbeeinnahmen zugrunde. Der Streuverlust ist schlicht zu gross.

Etwas komplexer, aber nicht minder wertsteigernd, läuft die Sache beim sogenannte Image- oder Reputationsmanagement. Der Gedanke dahinter ist folgender: Ist der Ruf erst einmal ruiniert, verkauft man auch keine Dienstleistungen oder Produkte mehr. Egal, wie viel Werbung man schaltet. Und ein positives Image geht in unserer schnelllebigen Zeit, in der jeder mit seinem Smartphone Missetaten von Politikern oder CEOs dokumentieren und in die Welt posaunen kann, eben auch schneller kaputt, als dies noch vor der digitalen Revolution der Fall war. Ein Heer von Agenturen hat sich darauf spezialisiert, Marken sympathisch und glaubwürdig erscheinen zu lassen. Der grosse Batzen Geld, den dies kostet, wird dabei selten am gesteigerten Absatz gemessen.

Social Media kann eine Firma auch etwas kosten, ohne ihr etwas zu nützen. Nämlich dann, wenn die Mitarbeitenden während der Arbeitszeit ihr Profil bewirtschaften und sich herzige Kätzchenbilder anschauen. Firmen wie die Post oder die SBB liessen die Socia-Media-Plattformen zwischenzeitlich auf den Bürocomputern sperren. Das half wenig, da so gut wie alle Angestellten auf ihren mobilen Gerät surfen konnten. Jede Firma muss sich bizarrerweise fragen, wie sich ein allfälliges Verbot von Social Media am Arbeitsplatz auf ihr Image auswirken könnte, in das gleichzeitig viel mittels Social Media Kampagne investiert wird.

Nun, wie entwickelt sich das Ganze weiter? Social Media werden für Individuen und Konzerne eine noch wichtigere Rolle spielen, als sie ohnehin schon innehaben. Wenn Facebook sein Monopol wie versprochen ausbaut, wird sich für den Nutzer und seine Gewohnheiten nichts Grundlegendes ändern. Wohl aber für die Unternehmen, die dem Monopolisten umso stärker ausgeliefert wären.